



Erscheint jeden Mittwoch.] Herausgegeben von der MENNONITE PUBLISHING COMPANY, ELKHART, INDIANA. [Preis: 75 Cents per Jahr.

17. Jahrgang. 8. Juli 1896. No. 28.

Aus mennonitischen Kreisen.

Vereinigte Staaten.

Nord-Dakota.

Richville, Logan Co., 11. Juni 1896. Gruß an alle Leser der Rundschau! Berichte, daß Johann Thiessen, den 11. Juni 1896, Donnerstag 1 Uhr vormittags gestorben ist im Alter von 27 Jahren. Er hinterläßt seine Frau mit 4 Kindern. Seine Krankheit ist von langer Zeit her und hat er so ganz sacht und geduldig ausgelebt. Er hat sich noch 4 Wochen vor seinem Sterben bekehrt, die Gnade Gottes gepriesen und sehr viel Leid getragen, daß er sich nicht eher dem Herrn anvertraut hatte. Er hat noch geglaubt etwas gesünder zu werden, um noch auf den Glauben getauft zu werden, doch glaube ich, Gott nimmt seinen Willen an. Er wurde beerdigt am 14. Juni. Leichenrede von Abraham Voth, Parker, Süd-Dakota.

Jakob Dürksen.

Kansas.

Lehigh, den 26. Juni 1896. Die Ernte ist hier begonnen, aber es regnet alle Tage, auch gerade jetzt weil ich dieses schreibe, daß man nichts anfangen kann.—Witwer Johann Regier, Hoffnungsthal, hatte letzten Sonntag Hochzeit mit Witwe Heinrich Fast von Alexanderfeld. Es waren viele Gäste zugegen.—Bei Hacob Harder schlug der Blitz in das Haus ein, wurde aber nichts beschädigt, als ein Spar wurde zersplittert und etliche Schindeln vom Dach gerissen.—N. Penner erhielt dieser Tage einen Brief von seiner Mutter aus Rußland, welche glaubte, daß ihr Sohn schon längst tot sei.—Der Hagel hat dem Weizen hier viel Schaden gethan; wo der nicht gekommen ist giebt es eine reiche Ernte. Die Arbeiter kommen fast aus allen Gegenden her, welches ein großes Glück für den Farmer ist. Sie bekommen $1.00 bis $1.25 den Tag. Maschinen wurden hier auch wieder etliche verkauft.—Einen herzlichen Gruß an Abraham Conrad, Saskatschewan, Manitoba. — Jacob A. Wiebe, war in Gemeinde-Angelegenheit nach Dakota gerufen, ist wieder glücklich retour gekommen.

C. J. Janzen.

Canada.

Manitoba.

Rom, den 26. Juni 1896. Werter Editor! Zuvor einen herzlichen Gruß. Jetzt will ich mir erlauben einen kleinen Bericht für die Rundschau zu schreiben, da es in jetziger Zeit so manches Neue giebt. Erstens will ich von dem Absterben meines Schwagers Bernhard Dyck berichten. Es war im Dezember 1894 als der liebe Schwager krank wurde; er hatte sich in seiner Jugend überhoben, wovon er schief war, was ihm oft Schmerzen verursachte.

Nachdem nun die schwerste Arbeit gethan war, wollte Dyck sich seinen Fehler wieder einheben lassen, wozu er Johann Peters, Ostreserve, konsultierte, der ihm dann auch den schwersten Schaden einhob; aber oweh! ein weit Schlimmeres nahm ihn nieder: Eine Geschwulst in den Gedärmen verursachte dermaßen Schmerzen, daß er dort in der Ostreserve eine Zeitlang im Bette zubringen mußte. Nachdem diese Geschwulst aufgegangen war und ziemlich geeitert hatte konnte er heim gebracht werden.

Zu Hause angekommen nahm er seine Zuflucht zu der Aerztin A. Thiessen, welche ihm Pflaster verordnete, mit dem Bescheid, daß jetzt seine früheren Krankheiten sich dort alle auseitern würden. Die Salbe sollte dazu dienen, daß das offen bleiben sollte; allein ihm wurde nach und nach unheimlich darüber. Er konsultierte einen anderen Arzt. Dieser stellte fest, daß es Füstel sei woran er leide und sagte, daß er selbige heilen könne. Nachdem Dyck nun in einem Zeitraum von wenigstens 1 Jahr mancherlei verschluckt hatte, was schon eine Doktorrechnung gab, wozu Dyck nichts hatte, und wohl wenig geholfen, begab er sich zuletzt ins Generalhospital in Winnepeg, wo ihm sein Fuß amputiert wurde und mit gutem Erfolg, denn der Schnitt heilte auch bald; aber eine Krankheit im ganzen Körper hatte sich seiner bemächtigt, die seiner Leidenszeit, nachdem er 1 J., 6 M., 7 T. krank gewesen, ein Ende machen sollte. Eine Witwe in armen Verhältnissen und zwei kleine Kinder bleiben zurück.

Dyck hat sein Alter etwas über 30 Jahre gebracht; im Ehestand gelebt etwas über 7 Jahre; die ganze Zeit mehr oder weniger mit Krankheiten zu kämpfen gehabt. Jetzt muß ich mit meinem einfachen Berichte schließen.

Gegenwärtig trockene Zeit; hatten im Frühjahr viel Wasser, so daß ich mein Land beinahe die Hälfte habe müssen liegen lassen. Trotz der früheren Feuchtigkeit sieht das Getreide auf manchen Stellen sehr schön aus. Mit Gruß

P. Derksen.

Kaiser-Krönung.

(Aus der Odessaer Zeitung.)

Vorgestern, den 18. d. M., haben mit einem grandiosen Volksfeste und mit einer leider so schrecklichen Katastrophe die, dem gewöhnlichen Sterblichen zugänglichen, Festlichkeiten der Kaiser-Krönung ihren Abschluß gefunden.

Sie wollten, geehrter Herr Redakteur, etwas Allgemeines, Recitatives—neben den officiellen Berichten für Ihre Zeitung—*bien*!—wenn Sie mit einer harmlosen Plauderei vorlieb nehmen wollen, so soll Ihnen gerne zur Verfügung stehen, was sich während eines freien Stündchens heute zusammenplaudern läßt.

Glücklich in Moskau angelangt, war unsre erste Sorge, selbstverständlich — Quartier; das war nun aber nicht so leicht, wie man es sonst in Moskau gewöhnt ist.

Mit den besten Empfehlungen (seitens eines liebenswürdigen Odessaer Freundes) an den Inhaber eines hiesigen Hotels ausgerüstet, fuhr ich daselbst vor. Der freundliche Wirt bedauerte sehr, daß wir nicht früher gekommen seien, da die besten Räumlichkeiten sämtlich besetzt seien, viel lieber hätte er es an Bekannte vermietet. — „Nun, wir werden Sie schon unterbringen," tröstete er sodann „und aus Pietät gegen meinen Odessaer Bekannten sogar sehr billig: 10 R. pro Tag!" — Sehr dankbar für die freundliche Bereitwilligkeit mich „(r) unterzubringen" drückte ich ihm mein lebhaftes Bedauern aus, ihn vor einer bittern Enttäuschung nicht verschonen zu können: ich sei nämlich kein Millionär, sondern nur ein „gewöhnlicher Mensch,"—worauf er, ganz verdutzt über diese Offenbarung, mir den wohlwollenden Rat gab, zu versuchen, ob ich nicht irgendwo bei Bekannten hier Unterkunft fände.

Bevor ich diesen Rat befolgte, versuchte ich mein Heil noch in einigen Hotels und Chambresgarnies—erhielt aber überall dieselbe 8 — 10 bis 15-Rubel-Antwort: ein einziges sehr kleines Zimmerchen im 5. Stock wurde mir zu Rbl. 4.50 pro Tag angeboten.

Nachdem wir nun auf diese Weise Moskau von der chambregarnierlichen Seite genügend studiert hatten, fuhren wir zu einem alten Bekannten, der uns mit bewährter Moskauer Gastfreundschaft — sein halbes Haus bereitwilligst zur Verfügung stellte.

Den nächsten Tag, — am 13. Mai, den Vorabend der hl. Krönung—machten wir uns daran, die Stadt zu beschauen. Moskau war mir zwar ein wohlbekanntes „Städtchen," so, wie es sich aber heute präsentierte, —hatte ich es nie gekannt.

Nicht einfach reich dekoriert, sondern verschwenderisch prunkvoll ausgestattet und geschmückt, bot es in seinem malerischen Durcheinander von Europäischem und Asiatischem von altertümlichen und modernen Bauten, mit seinem Meer vergoldeter Türme und Kuppeln, ein Bild wundervoller Schönheit. Dazu das Leben auf den Straßen und Alleen, das wogende, brausende, hochschwellende Leben in seiner tausendfachen Mannigfaltigkeit: das übliche bunte Durcheinander einer Großstadt am Festtage, die reichen militärischen Uniformen in allen ihren Gestalten, daneben die originellen Trachten der Vertreter verschiedener orientalischer und asiatischer Stämme und Völker (Chinesen, Japaner, Indier, Bucharen, Chiwaner, Tungusen, Burjaten, Tscherkessen u. s. w. u s. w.) — Alles wogt und hastet in unendlichem Durcheinander hin und her. Dazu das Rasseln der unzählbaren Equipagen, vom einfachen Einspänner bis hinauf zu dem 4—6 spännigen Galawagen einer Gesandtschaft oder anderer hoher Persönlichkeiten, dann eine mit schmetterndem Trompetenklang und Trommelgewirbel vorüberziehende Kompagnie Soldaten, -- und über Alles die Riesenwelle des tausendzungigen Glockengeläutes— Alles verschlingend und Alles übertönend — das ist Moskau während der Krönungstage.

Am 14. Mai, dem Tage der hl. Krönung Ihrer Kaiserlichen Majestäten wurden wir um 7 Uhr Morgens von Kanonendonner geweckt. Als wir nach einer Stunde in die Nähe des Kremls kamen, war dieser bereits in großem Umkreis von einer ungeheuren Volksmenge umringt. Eingang in den Kreml selbst hatten außer den Angehörigen des Kaiserhauses, Vertretern fremder Mächte und den höheren Würdenträgern — nur die wenigen glücklichen Billetbesitzer. Wir gehörten nicht zu den Glücklichen — und mußten uns begnügen, von außen, die Vorgänge— so gut es eben ging —zu beobachten.

Gegen 10 Uhr verkündete das Dröhnen der ersten 101 Kanonenschüsse, daß der Hauptmoment der hl. Krönung vollzogen war. Seine Kaiserliche Majestät hatte nach festgestelltem Programm — zuerst Sich selber, und dann Seiner vor Ihm niederknienden hohen Gemahlin, die Krone aufs Haupt gesetzt. Nach ca. 1½ Stunden verkündete ein neuer Kanonendonner die Vollziehung des zweiten Hauptaktes, der hl. Salbung, —und jetzt, nachdem Kanonendonner und Glockengeläut verstummt waren, trat ein Moment stiller weihevoller Andacht ein:

„Der Kaiser betet für Sein Volk!" raunte man sich zu und, wie von einer unsichtbaren Macht inspiciert, entblößten sich alle Häupter und betete in lautloser Andacht das Volk mit und für Seinen Kaiser. Dieser Moment übte auf alle Anwesenden einen tiefen unvergeßlichen Eindruck aus. Während alle standen, sowohl draußen, wie auch im Kreml und in der Kirche selbst, — kniete vor Seinem Thron der Kaiser allein, — der mächtige Gebieter über Millionen, der sich vor keiner Macht der Welt zu beugen hat und flehet: „Gieb mir Kraft und Weisheit, Du Allmacht, die die Welten regiert, schütze mein Volk und mache es glücklich!"

Nachdem die kirchlichen Ritualien vollzogen waren und der Kaiser in Sein Palais zurückgekehrt war, erschien Er mit Seiner hohen Gemahlin auf dem Balkon um Sich nach alter russischer Sitte vor dem Volk zu verneigen. Unbeschreiblicher Jubel einer hunderttausendköpfigen Volksmenge begrüßte das junge neugetrönte Herrscherpaar!....

Abends — sowie an den 2 darauffolgenden Abenden — war Illumination. Diese in ihrer ganzen Pracht Ihnen zu beschreiben, ist mir mit meiner „gewöhnlichen Menschen"-Feder — einfach unmöglich. Sagen doch die Federkünstler von Beruf selbst: es war „unbeschreiblich" schön. Ja — schön war sie, wunderschön, märchenhaft schön, — aber alles das sagt zu wenig! .....Man muß es gesehen haben, um es begreifen, um es glauben zu können; und wer es gesehen, selbst der brauchte Zeit, um sich zu überzeugen, daß es kein Traum ist; was er da vor sich sieht; daß er nun immer noch auf dieser elenden Erde, nur immer noch unter Menschenkindern und vor ihren Werken sich befindet.

Der Kreml, umringt von seiner hohen zackigen Mauer und zahlreichen Türmen und Türmchen, bot allein ein Bild fascinierender Schönheit und Pracht dar. — Wer Gelegenheit hatte, aus einer Anhöhe den Gesamtüberblick auf dieses Zauberbild zu genießen, wird es nie vergessen können. Besonders packend war der Moment, wo, auf einen Zauberwink, in einem einzigen Augenblick im Centrum des Kremls der höchste Glockenturm Moskaus (des Iwan Welity) und die Haupt-Kathedrale, mit unzählbaren elektrischen Lämpchen übersät, plötzlich, wie von einer Feuerwelle übergossen in unaussprechlicher Pracht aufleuchtete und gleich darauf — ringsumher die Türme und die hochgezackte Mauer um den Kreml, wie ein feuriger Riesenkranz von einem Meer weißer und farbiger leuchtender Sternchen übergossen.

Außer dem Kreml gab es noch viele Einzelheiten in der Stadt selbst, die ein Bild fesselnder Schönheit darboten, so: das große Gebäude der Handelsreihen auf dem Roten Platz, die Stadtduma, die beiden Kaiserlichen Theater, das Haus des Generalgouverneurs, Sr. K. H. des Großfürsten Sergei Alexandrowitsch, die verschiedenen speciell zur Krönung erbauten Obelisken, Türme und Pavillons, der Alexandergarten vor dem Kreml und diverse reiche und vornehme Privathäuser, die ebenfalls äußerst reich und geschmackvoll dekoriert und illuminiert waren.

Der Rundgang aber durch die Stadt, um alle Schönheiten sehen zu können, war sehr beschwerlich, da alle Hauptstraßen überfüllt waren von einer kolossalen hin und her wogenden Volksmasse.

Daß sich in dem Gedränge nicht wenig unangenehme Situationen und Scenen abspielten, läßt sich denken; so brachte ein Bedienter unserer Bekannten u. A. eine Galosche und einen — Damenschuh mit, man kann sich vorstellen, wie plaisierlich der Betreffenden ein Spaziergang .... auf Strümpfen über das harte Steinpflaster gewesen sein mag. Ein Anderer brachte einen Hut .... zerbrochene Regenschirme und Spazierstöcke lagen noch am nächsten Morgen massenhaft umher.

Alles dieses stand aber in keinem Vergleich zu den schrecklichen Scenen, die sich einige Tage später auf dem Volksfeste, am 18. d. M. auf der Chodynka (einem großen freien Platz, außerhalb der Stadt) abspielten. Die Einzelheiten werden Ihnen wohl schon aus Telegrammen und Specialberichten bekannt sein; wir begnügen uns damit zu constatieren, daß die fürchterliche Katastrophe, die weit über tausend Menschenleben gekostet hat einen niederschmetternden Eindruck auf Alle hervorgerufen hat und die gehobene Stimmung aller Teilnehmer an dem herrlichen, selbst vom schönsten Wetter begünstigten, und von keiner einzigen Trübung gestörten, Feste — schwer und schmerzlich getrübt hat.

Um die Ursache der Katastrophe zu erfahren, wird man das Urteil der bereits eingeleiteten Untersuchung abwarten müssen; wer aber, wie Schreiber dieses, selber Augenzeuge dieses riesenhaften — und in seinem Ausgang so traurigen Schauspiels war — dem wird es stets in unverwüstlicher Erinnerung bleiben: Einerseits der Koloß einer Volksmasse von vielen Hunderttausenden, die grandiösen Anlagen und Vorrichtungen zu einem Riesenfeste für das Volk — und andererseits die Schreckenszenen, die plötzlich über diese lebensfrohe, in seiner Compaktheit aber sinn- und machtlosen Masse hereinbrachen. Die elementare Gewalt, die in dem Riesenkörper einer nahezu millionenköpfigen Volksmasse wohnt; ein unglückliches Terrain mit Gräben- und Unebenheiten vor den Büffets, wo der Hauptandrang stattfand, — und ungenügende polizeiliche Maßregeln — das sind jedenfalls die Hauptfactoren, die diese schreckliche Katastrophe herbeigeführt haben.

Der einzige Lichtpunkt, der die getrübten Konturen des schönen Festes wieder ein wenig belebt und beleuchtet, ist das hochherzige und menschenfreundliche Benehmen Ihrer Majestäten des Kaisers und der Kaiserin. Abgesehen von der Anteilnahme an die Hinterbliebenen, von denen jeder verwaisten Familie bekanntlich 1000 Rbl. zuerteilt werden soll, ist es rührend zu sehen, welche Teilnahme und Besorgnis das Herrscherpaar den Kranken und Verwundeten erweist. Persönlich besuchen sie die Krankenhäuser und befragen jeden einzelnen Kranken, spenden ihm Trost und Unterstützung--und der Verwundeten sind nicht wenig; in dem Katharinenkrankenhaus allein befinden sich z. B. 160 Personen; über 2 Stunden verweilten Ihre Majestäten daselbst, die einzelnen Betten rundgehend, die Kranken tröstend und beruhigend .... — das ist groß, das ist fürstlich gehandelt!

Dr. E. Hübert.

Der Vagabund.

Erzählt von R. A. Bergthold.

I.

„Ein Landstreicher," mit welcher Verachtung wird oft dieser Ausdruck von gedankenlosen Menschen mißbraucht; nein das ist eigentlich nicht was ich meinte; ich wollte sagen übel angewendet. Unter einem Landstreicher versteht man im Allgemeinen eine solche Person, die aus freier Wahl unstät und heimatlos bald hierhin, bald dorthin wandert. Nirgends giebt's einen Ruheort für sie, und gleich dem Ahasver der Sage kann mit Recht von ihr gesagt werden:

„Fürder durch der Erde Weiten
Rastlos müden Fußes wallt er.

Kommt endlich die so lange vergeblich gesuchte Ruhe, wandert er endlich in jenes Land aus, in das wir schließlich alle ziehen werden um nie wieder zu kehren, so wird ohne Sang und Klang der müde Wanderer auf Unkosten des Gemeinwesens in sein letztes Ruhelager gebettet, und mancher spricht wohl:

„Wieder einmal ist die menschliche Gesellschaft von einem Parasiten befreit worden."

Doch, du, der nicht gewohnt ist, vorschnell zu urteilen, denke nach. Kennst du das bittere Gefühl, das die Brust erfüllt, wenn du weißt, daß jeder, dem du zu Gesichte kommst, dich entweder bemitleidet oder verachtet, wenn jeder dich in Verdacht hat, daß an deinem Finger irgend etwas leicht haften bleibe, daß du nur unschwer oder gar nicht zwischen Mein und Dein unterscheiden könnest. Dein Erscheinen giebt das Zeichen, auf der Hut zu sein, damit nichts von Wanderlust angeregt mit dir ziehe. Weißt du, wie einem zu Mute ist, der da weiß, daß man lieber ihn gehen als kommen sehe, dem das spärliche Almosen und die kümmerliche Wegzehrung nur oft aus dem Grunde gereicht wird: „daß er wieder geht!" O, kennst du die volle Bedeutung, das ganze unermeßliche Weh, das in einem Worte ausgedrückt wird, nämlich in dem Worte heimatlos?!

„Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet"! — Weißt du warum der müde Wanderer nirgends Ruhe findet, wenn es ihn stets von dannen treibt, warum er in Lumpen gekleidet ist, warum ihn ein jeder scheut, als trage er das Mal des Kain an der Stirne? Er mag von guter Art stammen, er war vielleicht der Lieblingssohn seiner Mutter und der Stolz seiner Freunde. Männlich schlug sein Herz in seiner Brust! Weißt du denn, was diesen großen Wechsel verursachte, was an seinem jetzigen Elend Schuld ist? Habe Mitleid mit dem Gesunkenen. Es ist ja so leicht, einem der danieder liegt noch einen Tritt zu versetzen. Aber reiche ihm deine Hand und hilf ihn empor aus dem Jammer, daß er wieder ein Mensch werde. Weißt du denn, was dir ferner noch begegnen kann? Denke auch an jenen edlen und doch so schwächlich verkannten Menschenfreund, der auch einst im bitteren Bewußtsein seiner heimat- und freundlosigkeit seufzend die Worte sprach: „Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber der Menschensohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege!" —

Herbst war's, bereits hatten leichte Fröste den Pflanzenwuchs gedämpft. Aber vom klaren Himmel lachte nun so freundlich die liebe Sonne herab, als wolle sie allen erlittenen Schaden wieder gut machen und allen Schmerz heilen. Stille war es, ganz stille, nur ab und zu stieg ein linder Luftzug wie klagend durch die Baumkronen, so daß die Blätter anfingen zu lispeln und zu rauschen. Ob sie denn die dahingeschwundene schöne Sommerzeit beklagten, die ja nun auf immer dahin war? Vielleicht sprachen sie auch vom Abschiednehmen, das ja nun bald geschehen mußte. So eine Blätterfamilie ist denselben Geschicken unterworfen, wie wir Menschenkinder. Eine Zeit lang sind wir alle froh vereinigt im lieben vollen Menschenleben, „denn wo man's packt, da ist es interessant." Von einer erfreulichen Seite will ich das Leben nicht zeigen. Mein Held war nicht an seinem Lebensmorgen in einen sanft schaukelnden Kahn gesetzt, daß er ruhig den Strom hinabgleiten könnte. Mit nichten! Obzwar auch ihm die Sonne auf kurze Momente lächelte, so hat sie sich doch, ach, so bald, in tiefe Gewitterwolken gehüllt und mit widrigen Stürmen mußte er kämpfen, den ganzen Tag hindurch. Aber es wird endlich alles wieder gut: „Um den Abend wird es licht sein!" Darauf kann sich der Leser im Stillen freuen, wenn das Dunkel sehr groß und traurig wird.

Dort wo einige, noch leidlich belaubte Pappelbäume beisammen stehen, liegt ein Mann in den mittleren Jahren. Die Herbstnacht war kalt gewesen, und da er kein Holz hatte, sich ein Feuer anzuzünden, hatte er sich durch Gehen warmzuhalten gesucht. Wenn man so in der Nacht einsam dahinwandert da kommen so allerlei Gedanken in den Sinn, das ist aber besonders bei dem der Fall, der heimatlos ist. So war es unserem „Held“ ergangen.—Jetzt liegt er stille und schläft und ruht. Ob er wohl träumen wird? Das kann schon sein, denn eben hat er sich leise bewegt und etwas vor sich hin gemurmelt.

Betrachten wir ihn näher. Sein struppiges Hauptthaar ist schon mit einzelnen grauen Fäden untermischt, demnach wird er etwa 35 Jahre alt sein. Sein Bart hätte schon längst der Thätigkeit des Barbiers bedürft und sein Anzug wäre auch nicht geeignet gewesen, um darin auf einem Balle zu erscheinen. Die starkausgetretenen Schuhe zeigten, daß ihr Besitzer wohl schon manche ermüdende Meile mit ihnen gewandert, manchen sauren Schritt gethan. Der etwas schlanke Körperbau zeigte, daß er nicht oft an wohlbesetztem Tische gesessen, und der Ausdruck auf dem braunen Gesicht ließ schließen, daß er das Leben nicht von der rosigsten Seite kennen gelernt hatte. Doch, das wollen wir ja hören. Nennen wir den Mann da einfach Richard, wie er wirklich heißt, thut nichts zur Sache; was ist denn überhaupt an einem Namen gelegen.“ —

* * *

Richard war ein armer Waisenknabe gewesen. Seine Eltern waren beide gestorben als er kaum ein Jahr alt gewesen. Auferzogen hatte ihn eine Frau, die alte „Petermicheln“ wie sie im Dorfe hieß. Ueber allzufette Kost hatte er gerade nicht klagen dürfen. Milch und Kartoffeln waren ein Herrenessen, Wasser und trockenes Roggenbrot und zur Abwechslung trockenes Roggenbrot und Wasser bildeten die allgemeine Nahrung. Fleisch! was mochte das wohl überhaupt sein? Gab's denn auch so etwas auf dieser Welt.

Aber die Jugend kann Entbehrungen erdulden: im dürren Felsgestein entwickelt sich ein kräftiger Eichenbaum. Auch unter Druck und Not kann sich unter Umständen ein Mensch entwickeln, aber aus gutem „Metall“ muß er schon sein.

Als Richard größer wurde, mußte er natürlich mit Hand anlegen, um sein Brot zu erwerben. Er ward Dorfhirte und im Winter mußte er natürlich in die Schule. Wenn so ein junges Menschenleben auf sich selbst angewiesen ist, so sagt man gewöhnlich, es könne nicht viel daraus werden; ja gewisse Menschenfeinde sagen keck: „Ein unbewachtes Kindergemüt ist des Teufels Werkstätte.“ Na, das sind halt pesimistisch-angehauchte Seelen, die nur gewohnt sind, alles durch mit Ruß geschwärzte Brillengläser zu betrachten. In der Einsamkeit ist schon manches Talent herangereift und aus eigener Kraft ist schon mancher ein berühmter Mann geworden. Richard war einer von denen. In der Schule war er des Lehrers Freude, auf ihn konnte er sich verlassen. Wenn er etwas erklärte, so konnte er versichert sein, daß e i n e r ihn verstehe und ihm mit ungeteilter Aufmerksamkeit folge. Ward eine Aufgabe erteilt, so wurde sie gewiß von einem sauber und tadellos eingeliefert. Wem es nie nötig war, daß ihm ein Verweis erteilt würde, das war der Pflegesohn der Witwe des Petermichel.

Wenn nun der Junge so seine Pflegebefohlenen auf der Bergwiese überwachte, so gingen ihm allerlei Gedanken durch den Kopf. Er mochte wohl denken: Wenn ich einmal groß bin, ziehe ich in die weite schöne Welt hinaus und sehe selbst all' die schönen Dinge, von denen ich gehört habe. Auch ich will meine bunten Pläne ausführen und aus der drückenden Abhängigkeit, wie andere vor mir, mich emporarbeiten. —

Eines Tages hatte er seine Zöglinge, wenn ich die Kühe und Geißen so nennen darf, wieder auf die Halde emporgetrieben, und saß nun auf einem Felsblock und ließ seine Blicke in die Runde schweifen. Das üppige Gras, das zwischen den zerstreuten Steinen emporsproß, wurde von den Tieren gierig gefressen. Einige hatten, gesättigt von der reichen Kost, sich bereits, da es kaum elf war, zur Ruhe ausgestreckt und lagen nun da wiederkäuend und stöhnend vor lauter Wohlbehagen. Ein paar muntere Böcke zeigten Lust, auf Forschungstouren zu gehen. Der Hirte jedoch rief scheltend: „Hans! Scheck! Wo denn hin, Kruppzeug! Wartet nur, ihr sollt heute Abend kein Salz haben, wenn ihr herumstreifen wollt. Ich habe keine Lust, wegen euch mich müde zu laufen. Schlagt euch die dummen Streiche aus dem Kopf, oder —“ er hob drohend eine Haselgerte.

„Also aus diesem kleinen Knötchen,“ fuhr er zu sich selber sprechend fort, „kommen die Blätter,“ er betrachtete den Stecken, den er zu Boden gelegt hatte, wo er ihn leicht ergreifen konnte: „Hier ist eine Winde,“ er pflückte sie: „In diesen kleinen Fäden liegt eine besondere Eigenschaft, wie uns der Lehrer neulich sagte, aus den kleinen Knötchen, die sie an der Spitze tragen, kommt ein feiner gelber Staub hervor, eine Biene die Honig sucht, oder der Wind bringt den Staub mit anderen ähnlichen Fäden in Berührung und dann wächst in diesen Blättern der Same oder in anderen Fällen entwikkelt sich die Frucht.“ „Es stehen so viele Blumen hier. Ich möchte wohl, es wäre auch die „Schlüsselblume“ darunter. Wer die findet, dem öffnet sich in steiler Felswand ein Thor und er gelangt in die Schatzkammer der Zwerge. Da flunkert und flimmert's dann von Gold und edlem Gestein und er darf nehmen so viel er nur will. Herz, was begehrst du. — Ich würde natürlich nur lauter Diamanten nehmen, denn die sind am kostbarsten und leichter zu tragen als viel Gold. Aber der König der Zwerge sitzt dabei und mahnt: „Vergiß das Beste nicht,“ das ist nämlich die wunderbare Schlüsselblume. Schon mancher hat die Blume gefunden und darnach das Thor und den Schatz, aber ein jeder hat das Beste aus lauter Habgier vergessen und der ganze Mammon ist dann in seiner Tasche zu rohen Kieseln geworden. — Unser Lehrer sagt, man müsse immer bescheiden und genügsam sein, das will wohl auch diese Geschichte lehren, daß sie wahr ist glaube ich nicht, aber schön wär's doch, wenn's so sein könnte und man mit einem Male ein reicher Mann würde. Na, nur Gemach, wenn du warten willst, bis du die Schlüsselblume findest, dann kannst du dein Leben lang ein Hirtenbube bleiben.“ —

Während er in dieser Art mit sich selbst sprach schweiften seine Blicke thalwärts, vielleicht fünfhundert Schritte weiter unten erweiterte sich ein Bächlein, das in Richard's Nähe die Halde herabfloß zu einem kleinen Teiche. Die Frühlingsgewässer hatten im Laufe der Jahre den Tümpel immer mehr vertieft und erweitert. In der Mitte mochte die Tiefe wohl etliche Faden betragen, während sie am Rande etwas geringer war. Eine Menge der schönsten Wasserlilien wuchsen auf der Wasserfläche. Eben kamen zwei Personen des Weges daher. Die eine trug einen Schirm zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen, die anfingen, recht warm zu werden. Es war eine ältliche Dame, offenbar die Erzieherin oder Mutter des Mädchens, das an ihrer Seite ging. Dieses trug ein helles Sommerkleid und einen leichten Strohhut, der lose auf den blonden Locken saß, jetzt eilte das Mädchen einen Bogenschuß weit voraus; am Weiher angelangt bemerkte es alsbald die Blumen. O Fräulein Schirmer, kommen sie schnell! — O die prachtvollen Blumen, eine ganze Menge! — Die muß ich haben“! Und ohne Weiteres langte sie, sich weit vorneigend, nach den Lilien, als sie das Gleichgewicht verlor und kopfüber in's Wasser stürzte. —

Die Erzieherin eilte im Schnelllauf herbei und stand nun kreischend und händeringend am Rande des Wassers.

„O mein Gott! Käthe, Käthe! Was soll ich thun? Hilfe! Hilfe! — rief sie gellend. —

„Na du alte Henne, so schreie doch nicht so. Wärest du eine Gans, so könntest du schwimmen und brauchtest dich nicht vor dem Wasser zu fürchten. Was ihr Stadtleute doch für ein merkwürdiges Volk seid, daß ihr immer gleich alles mit den Händen befühlen müßt, als hättet ihr keine Augen, oder könntet denselben nicht trauen. Aber ertrinken soll das arme Kind nicht!“ murmelte Richard, in hastigen Sätzen über Stock und Stein dem Weiher zueilend.

„O retten Sie das Kind, das arme Käthchen!“ jammerte die Dame, die Richard mit dem Ehrentitel „Henne,“ bezeichnet hatte, „Hilfe, lieber junger Herr!“ — Daß der Bauernknabe nicht auf den Titel Anspruch machen würde, oder ob er überhaupt darauf achte, fiel ihr nicht ein. „Bitte, schnell — das Wasser ist so kalt, sie könnte sich leicht — den — Schnupfen holen.“ —

Richard hörte von dem ganzen Erguß kein Wort. Eben war das Mädchen aufgetaucht, nur wenige Schritte vom Ufer. Todesangst war auf dem Gesichte ausgeprägt. Mit raschem Sprung war Richard im Wasser, er tauchte unter um im nächsten Augenblicke wieder an der Oberfläche zu erscheinen. Er hatte das Kleid des Mädchens mit den Zähnen gepackt und langte im Augenblicke am Ufer an. Die Erzieherin aber, anstatt hilfreiche Hand anzulegen, hatte ihre Besinnung gänzlich eingebüßt und schnappte nach Luft, als ob sie selbst am Ertrinken wäre, bis sie endlich in einem Ohnmachtsanfall zu Boden sank. Richard gelang es, im Wurzelgeflechte, der am Rande des Weihers stehenden Büsche festen Fuß zu fassen und mit Aufbietung aller Kräfte hob er das nun gleichfalls bewußtlose Kind über seinen Kopf hinweg auf's Trockene. Einmal seiner Bürde los, war es dem kräftigen Knaben ein Leichtes, sich ebenfalls aus dem Wasser zu helfen. Das Kind lag mit geschlossenen Augen auf dem Rasen.

„Das war Zeit,“ sagte der junge Retter, zu sich selber, „die kommt bald wieder zu sich. Armes, schönes Kind!“ Käthchen schlug die blauen Augen auf und sah verwildert um sich.

„Fehlt dir etwas,“ sagte der Knabe, das hübsche Gesicht betrachtend.

„Ich will zur Mutter,“ wor die Antwort.“

Indessen hatte auch die Begleiterin des Mädchens ihre fünf Sinne wiederum richtig zusammengefunden. Sie erhob sich in eine sitzende Stellung und brach in erneutes Wehklagen aus: „Käthe! Herzensküthe, was wird die Mutter sagen!“ —

„Dem Mädchen fehlt weiter nichts als trockene Kleidung, das bischen Wasser wird ihr nicht schaden. Ich und meine Kameraden bleiben freiwillig eine viel längere Zeit unter Wasser als sie war und es schadete uns nie.“ sagte Richard kurz.

„O Sie edler Retter meines süßen Kindes, Dank tausendfachen Dank! O Käthe mein süßes Leben, danke doch auch Du dem jungen Herrn!“ Das Mädchen sah noch immer am Boden liegend zu dem wackeren Burschen empor. Obzwar sie keinen überschwenglich wortreichen Dank äußerte, so sagten doch ihre Blicke und Mienen mehr als alle Worte.

Der wackere Knabe winkte ihr freundlich zu und sagte dann: „Ich muß zum Vieh“, und eilte davon. „Schade um das schöne Mädchen — — aber die alte, bebrillte Gluckhenne — brr! hätte die im Wasser gelegen — —. Hat so ein Volk die Nase in den Wolken, als wolle es von den Sternen den Duft einatmen, als wären es Vergißmeinnichte — Stadtvolk, brr!“ —

Seine Untergebenen hatten sich derweilen etwas zerstreut. „Hans“ und „Scheck“ hatten, sobald sie sich unbeachtet wußten, einen steilen Hügel erklommen, wo sie jetzt meckernd umhersprangen. Die „Weiße“, so hieß das Rind der „Petermicheln“, das ihr ein reicher Bauer als Kalb geschenkt hatte; „von wegen dem Bub“ (es war nämlich krank zu der Zeit und schien den Weg aller Kälber gehen zu wollen), das aber die alte Frau sich „aufgedottert“ hatte, und das jetzt zu einem stattlichen Stück Jungvieh gediehen war, hatte ebenfalls eine Entdeckungsfahrt angetreten und war ein beträchtliches Stück thalwärts gewandert, wo es die Getreideäcker wußte. Es kostete manchen Ruf aus voller Kraft der Lunge und manchen Schritt und Sprung im Schweiße des Angesichts, denn die nassen Kleider erschwerten das Laufen beträchtlich. Auch wurde Verschiedenes über die „Stadtleute“ geäußert, was nicht hierher gehört, ehe er mit Hilfe der Haselgerte wieder alles geregelt hatte. Doch endlich hatte er alles wieder beisammen. Er setzte sich wieder auf seinen Stein und die Sonne that ihm den Liebesdienst und trocknete ihm seine Kleider.

(Fortsetzung folgt.)

— Mit garnichts sind die Menschen so freigiebig als mit ihrem guten Rat; den bieten sie umsonst an und ärgern sich noch, wenn man ihnen denselben nicht abnimmt.

Allerlei vom Alten im Sachsenwalde.

1. Bismark's erstes politisches Auftreten. — Schon im Jahre 1847 gehörte Bismark dem „Vereinigten Landtage,“ den König Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berief, als Abgeordneter des sächsischen Provinziallandtages an und betrat zum ersten Male das große Feld, auf welchem er sich später als Meister erweisen sollte, das Feld der Politik. In seinen Reden zeigte er sich hier schon allezeit bewegt vom Schlagnerv seines ganzen Wesens: Königtum und Christentum.

Zu den schönsten Worten, die er damals gesprochen, gehören die folgenden: „Für mich sind die Worte: „Von Gottes Gnaden,“ welche christliche Herrscher ihrem Namen beifügen, kein leerer Schall, sondern ich sehe darin das Bekenntnis, daß die Fürsten das Scepter, das ihnen Gott verliehen hat, nach Gottes Willen auf Erden führen wollen. Als Gottes Wille kann ich eben nur erkennen, was in dem christlichen Evangelium offenbart worden ist, und ich glaube in meinem Rechte zu sein, wenn ich einen solchen Staat einen christlichen nenne, welcher sich die Aufgabe gestellt hat, die Lehre des Christentums zu verwirklichen.“

Es kam das tolle Jahr 1848. Bismark sah Dämme und Deiche sinken und wegspülen, die er für sturmfest gehalten; sein Herz bebte wohl in patriotischem Schmerz, aber als ein rechter Deichhauptmann verlor er den Mut und den klaren Blick nicht; es war bisher seines Amtes gewesen, die Elbdeiche zu schützen gegen die Fluten, jetzt galt es auch Deichhauptmann zu sein gegen die Fluten der Revolution. Und der tapfere Mann hat solchen schweren Amtes treulich gewartet. Gleich nach den schmachvollen blutigen Märztagen schrieb Bismark einen Brief an seinen König so recht aus seinem Preußenherzen heraus. Dieser Brief lag den ganzen Sommer hindurch auf König Friedrich Wilhelms Schreibtisch als ein köstliches Zeichen unwandelbarer Preußentreue. Auch wurde Bismark damals oft nach Sanssouci berufen, wo der König ihn in wichtigen Dingen um seinen Rat und seine Meinung befragte.

Es lag in dem festen Antlitz Bismark's mit dem krausen Bart, in dem kalten Blick, den seine Augen annehmen konnten, in seiner ganzen Gestalt etwas Zubodendrückendes. Das sollte auch ein Herr „Nelke“ erfahren. Bismark saß mit einem alten Oberstlieutenant a. D. im Eisenbahncoupe. Ein naseweiser Handlungsbeflißener führte in höchst vorlauter Weise das große politische Wort und ließ es sich endlich auch beigehen, den grauen Oberstlieutenant zu belästigen und zu verhöhnen. Bismark sah sich den Menschen ein paarmal an; der aber fuhr in seinem Geschwätz fort, bis der Zug auf dem Bahnhofe in Berlin hielt. Auf dem Bahnsteig nun trat Bismark plötzlich in straffster Haltung und mit einem so mächtigen Blick auf den vorlauten Herrn zu, daß dieser erschrocken einen Schritt zurückwich. Schweigend that Bismark einen zweiten Schritt und trieb den Unglücklichen so bis an die Wand, dann fragte er ihn ganz einfach: „Wie heißen Sie?“ „Nelke, ich heiße Nelke!“ stotterte der also Gefragte ängstlich und bleich. „Dann nehmen Sie sich in Acht, Sie Nelke Sie, oder ich werde Sie pflücken!“ wendete sich ab und ließ die arme Nelke geknickt, aber um eine goldene Lehre reicher, an der Wand stehen.

In Schönhausen hatte Bismark eine Bürgerwehr eingerichtet und sie im Waffengebrauch geübt. 260 Mann zu Fuß und zu Pferde hielten auf den Sandbergen bei Schönhausen unter seiner Leitung gemeinschaftliche Uebungen ab. Eines Tages trat in einer Pause des Exercierens ein Oldenburger aus der Front und redete Bismark salutierend also an: „Herr Deichhauptmann, nun führen Sie uns man druf, wir wollen mal ein Ende machen mit dem Schwindel!“

Bismark hat dann in der zweiten Kammer des Abgeordnetenhauses manches mannhafte Wort gesprochen. In einer längeren Rede äußerte er sich also: „Es war der Rest des verketzerten Stockpreußentums, der die Revolution überdauert hatte, die preußische Armee, der preußische Schatz, die Früchte langjähriger intelligenter preußischer Verwaltung und die lebendige Wechselwirkung, die in Preußen zwischen König und Volk besteht. Es war die Anhänglichkeit der preußischen Bevölkerung an die angestammte Dynastie; es waren die alten preußischen Tugenden von Ehre, Treue, Gehorsam und Tapferkeit, welche die Armee, von deren Knochenbau, dem Officier Corps, ausgehend bis zu den jüngsten Rekruten durchziehen.“

2. Eine hübsche Bismark-Geschichte, die zugleich einen Beweis von der Menschenfreundlichkeit und Herzensgüte des eisernen Kanzlers erbringt, wird der „Saale-Zeitung“ aus Wittenberg mitgeteilt: Am 3. Juli 1866 wurden in der denkwürdigen Schlacht bei Königgrätz drei Soldaten beide Augen ausgeschoßen. Die Invaliden leben noch, und zwar der frühere Sergeant Weber in Wittenberg, ein gewißer Trenk in Schöneberg bei Berlin und ein gewißer Senstenberg in einem Dorfe bei Potsdam. Der Staat hat so reichlich für die unglücklichen Männer gesorgt, daß sie vor Mangel geschützt sind. Graf Bismark aber that ein Uebriges. Er zahlte aus seinen Mitteln jedem der Unglücklichen jährlich eine Zulage von 100 Thalern. Und was der Graf begonnen, hat der Fürst Bismark bis heute fortgesetzt. Er hat den drei Invaliden also in den vergangenen 30 Jahren 27,000 Mark gezahlt. Von dieser Großthat freilich erfährt kaum ein anderer etwas als die Beschenkten.

3. Bismark's jüngste Enkelin. — Die Gemahlin des Grafen Herbert Bismark, bekanntlich eine geborene Gräfin Hoyos, ist am 4. März in Schönhausen von einem Mädchen entbunden worden. Ihr erstes Kind ist gleichfalls ein Mädchen; auch aus der Ehe des jüngeren Sohnes des Fürsten, des Grafen Wilhelm Bismark mit Sybille von Arnim, sind nur Töchter hervorgegangen; die Söhne seiner Tochter Marie heißen bekanntlich Rantzau, so daß der Wunsch des Fürsten, einen Enkel auf seinem Schooße zu wiegen, der den Namen Bismark erhalten würde, bisher nicht in Erfüllung gegangen ist. Die „N. Fr. Pr.“ erzählt mit Bezug hierauf folgende hübsche Anekdote: Graf Herbert telegraphierte seinem Vater bei der Geburt seiner ersten Tochter: „Nur ein Mädchen.“ Fürst Bismark antwortete darauf: Macht nichts; Marie (die Tochter des Fürsten) war auch ein Mädchen.“

Eine ernste Warnung für Jungamerika.

Unter Jungamerika verstehen wir diejenige Jugend unseres Landes, welche sich Alles erlaubt, was ihr gefällt, die nach Gott und Gottes Gebot gar nichts mehr fragt, die die Eltern nicht ehret, in Zuchtlosigkeit aufwächst und in Zügellosigkeit dahinlebt, bis sie einmal mit dem Gesetz in recht fühlbaren Conflict kommt. Zu diesem zuchtlosen, wilden Nachwachs gehören weit weniger die Söhne armer Leute — die früh an die Arbeit gehen und Brot verdienen müssen — als die Söhne der Vornehmen und Reichen, d i e i n i h r e r J u g e n d n i c h t z u a r b e i t e n b r a u c h e n und später auch nicht im Schweiß ihres Angesichtes arbeiten, sondern spekulieren, wie sie das Geld, das in andrer Leute Taschen ist, in die ihre herüberlootsen können. Um diese Frage dreht sich, wie Most gesagt hat, wesentlich das Geschäft der Leute, die zu arbeiten nicht gelernt haben und nicht lernen wollen, sondern lieber sehen, wie andere für sie arbeiten. Eine Jugend aber, die aufwächst, ohne arbeiten zu lernen, ist der Verführung zum Bösen leicht zugänglich. Die altdeutsche „Weisheit auf der Gasse“ sagt ganz richtig: „Müßiggang ist der Laster Anfang und des Teufels Ruhebank.“ Kommt zu diesem Aufwachsen ohne Nötigung zur Arbeit dann e i n e F r e i h e i t und Ungebundenheit bei der amerikanischen Jugend hinzu, wie sie z. B. in Deutschland völlig unbekannt ist, so darf man sich nicht mehr über die oft schreckliche Verwilderung der amerikanischen Jugend verwundern. Wären nicht Sonntagschulen, Kirchen und mancherlei Jugendvereine eifrig an der Arbeit, um Jünglinge dem Strom des Verderbens zu entreißen, so möchte die Zuchtlosigkeit wohl bei der amerikanischen Jugend leicht so überhand nehmen, daß man es kaum aushalten könnte. —

Man sieht die Blüten dieser Zuchtlosigkeit schon in den höheren Lehranstalten. Welche Excesse werden da im sogenannten hazing verübt. Ein deutscher Mann sandte seinen Sohn auf das College nach P. Der junge Mann war kerngesund. Die im hazing sport begriffenen Sophomores (zu deutsch: weise Narren, aber gewiß mehr Narren als Weise!) drangsalierten den Jüngling schrecklich und warfen ihn unter anderm im kalten April in den Kanal, wo er um ein Kleines ertrunken wäre. Er rettete sich durch Schwimmen, trug aber eine schwere Erkältung davon, fiel in Fieber, erholte sich zwar, kränkelt aber seitdem immerfort. — Vor einiger Zeit bildeten die amerikanischen Knaben in einem vornehmen Teil einer Landstadt von New Jersey einen „Verein von Indianern.“ In der Nachäffung der Indianer fingen sie hier und da deutsche Knaben, banden dieselben mit Stricken an Bäume fest, machten ringsum Feuer an und weideten sich an der Angst der Gebundenen. Ein etwas schwächlicher Junge starb in Folge des ausgestandenen Schreckens. — Ein Deutscher, der das Unglück hat, in einer Gegend zu wohnen, wo dieses zuchtlose Jungamerika flottiert, ist besonders übel dran. Macht er einen Zaun um sein Weideland, daß sein Vieh einhegt, so wird er ihm niedergerissen. Baut er ein Brunnenhaus über seiner Quelle, unfern des Weges und läßt den Vorübergehenden den Zugang zum Brunnen frei, so wird sicher erst das neue Brunnenhaus zerstört und dann der Brunnen selbst verwüstet und verdorben. Und das thun vornehmer Leute Söhne. Sie betrachten das als Sport und denken: „erlaubt ist, was gefällt.“

So dachten auch die vornehmen jungen Herren, die vor einiger Zeit bei Rom im Staate New York einen Eisenbahnzug zum Entgleisen brachten und dadurch den Tod einiger Passagiere verursachten. Sie sind jüngst processiert worden und alle Listen, Kniffe und Praktiken schlauer Advokaten haben sie nicht vor der Strafe bewahren können. H i l d r e t h, der Rädelsführer, ward zu lebenslänglichem Zuchthaus bei schwerer Arbeit, seine zwei Genoßen wurden zu je 20 Jahren Zuchthaus bei harter Arbeit verdammt. So müssen die der Arbeit Ungewohnten im Zuchthaus noch arbeiten lernen! Eine schwere, aber gerechte Strafe! Wird Jungamerika, das zucht- und arbeitslose, sich wohl dadurch warnen lassen? Gott gebe es, daß das an diesen jungen Freveln statuierte Exempel Andere vom abschüssigen Pfade der Zuchtlosigkeit abschreckt. — (D. Volksfrd.)

— Wir stehen uns öfters selbst mehr im Licht, als Andere es uns thun.

— Der sicherste Weg, betrogen zu werden, ist sich selbst für weiser zu halten, als andere Menschen.

— Der Mensch, der nichts thut, ist bald zu nichts mehr tauglich, er ist ein zur Hälfte toter Mensch.

— Man kann eine Verleumdung in der Hälfte Zeit überleben, als es erfordern würde, sich zu verteidigen.

— Das einzige, was manche Kirchen besitzen, das gen Himmel weist, ist ihr Turm.

Die Rundschau.

Herausgegeben von der
Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind.
Redigiert von D. F. Jantzen.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis 75 Cents per Jahr.

Entered at the Post Office at Elkhart, Ind., as second class matter.

8. Juli 1896.

Wir haben unserer Bücherliste nicht längst drei wertvolle Bände hinzugefügt, welche wir hiermit unseren Lesern zu mäßigen Preisen anbieten.

Biblische Poesien für Kinder, von Chr. Gottl. Barth, mit Abbildungen ist ein Büchlein von 192 Seiten und enthält 73 Gedichte geeignet für die Alt-Testamentlichen Biblischen Geschichten und 60 Gedichte geeignet im Zusammenhang mit den Neu-Testamentlichen Geschichten zu lernen. Je der deutsche Lehrer sollte eins dieser Büchlein haben, oder es sollte sich doch in jeder deutschen Schule eines befinden und tüchtig benutzt werden.

Mit Pappdeckel gut eingebunden 40 Cts.

Biblische Geographie von J. Frohnmeyer mit 76 Bildern und einer Karte des heiligen Landes ist ein zweites Buch, welches im Studium der Biblischen Geschichten von großem Nutzen wäre und sich besonders für den Lehrer und den älteren Schülern eignet. Enthält 400 Seiten Beschreibungen biblischer Länder mit einem Register am Ende. Broschüre zu 75 Cts; gut eingebunden $1.10.

Onkel Toms Hütte oder Negerleben in den Sklavenstaaten von Nordamerika von H. Beecher-Stowe schildert den Handel und die Behandlung der Neger zur Sklavenzeit in sehr sympatischer und interessanter, dennoch wahrheitsgetreuer Weise. Es ist belehrend und fesselnd und wird viel gelesen. Leinwandeinband 50 Cts.

Wir haben jetzt eine bessere Auswahl von Sonntagschulkarten als je zuvor. Neue, schöne Karten werden stets hinzugethan. Mehr als zwanzig Sorten von denen man wählen kann. Ein Packet zur Probe nur 15 Cents.

Biblische Naturgeschichte von Ad. Kinzler. Neunte verbesserte Auflage, mit 60 kolorierten Abbildungen auf vier Bildertafeln und 61 Holzschnitten. Enthaltend eine Beschreibung der Tierwelt, des Pflanzenreichs und des Mineralreichs. Hübsch in Leinwand gebunden, mit goldnem Abdruck und Titel. 307 Seiten. Preis 75 Cents.

Mein Bilderbuch. Ein sehr schönes Büchlein für die Kinder. 64 Abbildungen. Schön in Leinwand gebunden mit goldnem Abdruck und Titel. Preis 25 Cents

Die Pilgerväter oder Geschichte der christlichen Ansiedler von Massachusetts, Connecticut und Rhode Island. Sehr interessant für solche, die die Geschichte der Neu-England Staaten und ihre Ansiedlung gründlich kennen lernen möchten. Die Gründe werden angegeben weshalb die Väter ihre Heimat verließen um hierher zu kommen; beschreibt den Fortschritt der Ansiedlung und die Freiheit, welche ihnen hier zu teil wurde. Schön in Leinwand gebunden, 99 Seiten. Preis 25 Cents.

Geschichte der Erzväter in deutscher oder englischer Sprache. Eine wertvolle Hilfe im Studium der alttestamentlichen Charaktere. Sehr interessant. In Leinwand-Einband, 383 Seiten. Preis 60 Cents.

Das Leben des Richard Baxter u. des John Bunyan. Das Leben dieser beiden treuen Männer giebt viel Raum zum Nachdenken und spornt den Leser an ein höheres christliches Leben zu erreichen. In Leinwand schön gebunden, 70 Seiten. Preis 20 Cts.

Gerade zur Hand–Stalker's „Das Leben Jesu." Dieses ausgezeichnete Werkchen hat im Englischen großen Absatz gefunden, und seit es in die deutsche Sprache übersetzt worden ist wird es auch bei den Deutschen mit Eifer gelesen werden. Es ist es wert. Bibelforscher und Sonntagschularbeiter werden das Büchlein als gute Hilfe begrüßen, dieweil es eine umfangreiche Geschichte der Geburt, Vorbereitung und Mission Christi giebt. Dieses Buch sollte in jeder christlichen Familie einen Platz haben. Preis, in schönem Ledereinband, 45 Cents.

Billige Bücher.

In einem Buchladen giebt es immer Bücher, die auf eine oder andere Weise etwas beschädigt sind und daher nicht mehr zu ihrem vollen Preis verkauft werden können, und doch zum Lesen noch eben so brauchbar als die besten neuen Bücher sind.

Wir haben mehrere solcher Bücher an Hand, und indem wir diese abzusetzen wünschen, glauben wir, unsern werthen Freunden und Kunden auch eine Wohlthat zu erzeigen, wenn wir ihnen die Gelegenheit bieten, sich gute, brauchbare Bücher, zu einem sehr geringen Preise anzuschaffen. Wir werden ein jedes Buch ziemlich genau beschreiben, so daß ein Jeder selbst urtheilen kann, ob ihm das Buch dienen wird.

Mit jeder Bestellung ist der Baarpreis einzusenden. Sollte das Buch nicht so sein, wie es angezeigt war, so sind wir bereit, es richtig zu machen. Andernfalls besteht der Verkauf zu dem angegebenen Preis.

No. 8. **Leben und Wirken** des Georg Müller in Bristol, Eng., nach den besten Quellen dargestellt, 280 Seiten halbleder Einband. Schulband 75 Cents.

No. 16. **Einfache Lehre** oder deutliche Erklärungen und Ermahnungen über gewisse Schriftstellen „das wahre Fundament" 2c. 1 Cor 3, 11—15. „Eine Aufmunterung der bußfertigen Sünder und Freude über ihre Bekehrung." Luc. 15, 7. „Die christliche Liebe." Gal. 5, 22. „Unterschied zwischen den Gerechten und Gottlosen." Mal. 3, 18. „Die unbeantwortliche Frage von der großen Seligkeit." Heb. 2, 3. „Seid allesammt gleich gesinnt." 1 Pet. 3, 8. „Die äußerliche Wassertaufe nicht die Neue Geburt," Joh. 3, 5. 2c. 2c. 216 Seiten, Halbleder-Einband, Preis 50c.

No. 21. **Deutsche Theologie.** Ein wertvolles Büchlein, geschrieben von dem Standpunkt göttlicher Wahrheit, über das wahre göttliche Leben, oder das vollkommene Leben, in 54 Abteilungen mit etlichen Hauptreden von Hans Dent, ein Buch, das für jeden Mensch nützlich und erbaulich zu lesen ist, 152 Seiten, 12 mo., steife Deckel. Der frühere Preis war 40 Cents, wir senden ein Exemplar portofrei für 25 Cents, oder fünf Exemplare für $1.00. Das Buch sollte weite Verbreitung finden.

Bücher-Verzeichnisse werden frei zugesandt. Alle mennonitischen Bücher können von hier bezogen werden. Wenn Ihr das gewünschte Buch nicht im Verzeichnis findet, so bitten wir, uns darum zu schreiben.

MENNONITE PUBLISHING CO.,
ELKHART, INDIANA.

Christus kein Held für die Bühne.

Den Erlöser auf die Bühne zu bringen und ihn, der der Brunnquell des Heils für uns ist, zur Geldquelle zu machen, ist man schon lange bestrebt. Die Bauern im bairischen Oberammergau stellen den Herrn in ihrem Passionsspiel dar. Sie sagen, daß sie damit erbauen und nicht Geld erwerben, sondern Gutes thun wollen, und Manche haben die Passionsspiele auch als erhebend, ja erbaulich gerühmt, uns aber haben dieselben nie gefallen wollen. Wir bleiben dabei: die Leidensgeschichte Christi ist die Geschichte unserer Erlösung und als solche zu heilig, zu hehr, als daß sie zu einem bloßen Schauspiel gemacht werden dürfte. Wir müßen selbst gegen eine poetische Bearbeitung des Lebens Jesu Einspruch erheben — eben weil es heilige Geschichte ist — so viele auch seit den Tagen des Nonnos von Panopolis, der das Evangelium Johannis in Verse brachte, das Leben Jesu poetisch zu bearbeiten versucht haben. Selbst Klopstocks mit großer Begeisterung unternommene und großartig angelegte Messiade ist ein verfehltes Werk, weshalb es auch fast Niemand mehr liest.

In neuester Zeit hat der Töne Meister Rubinstein eine Oper „Christus" geschaffen. Dieselbe ist mit großem Erfolg in der Hansestadt Bremen gegeben worden und soll zum Teil sehr schöne Partieen haben. Als dieselbe aber auch in der Berliner Philharmonie aufgeführt werden sollte, ward sie verboten. Warum? Etwa, weil die Berliner Behörde engherziger ist, als die Hanseatische? Gewiß nicht, sondern weil sie mehr gesunden Geschmack und richtigen Tact, als die Hanseatische hatte. Der Heilige Gottes, unser einiger Mittler und Erlöser, der unser einziger Trost im Leben und unsre einzige lebendige Hoffnung im Sterben ist, schickt sich nun einmal nicht zum Bühnenhelden. Er wird herabgewürdigt, er wird profaniert, wenn er auf die Bretter gebracht wird, die die Welt, aber nicht das Reich Gottes bedeuten. Wenn die Kinder unserer Letztzeit nicht mehr singen können: „Jesu, meine Freude, meines Herzens Weide, Jesu, meine Zier!" 2c., wenn sie am Herrn als ihrem Erlöser und Heiland nicht mehr ihre Freude haben, so sollten sie an ihm auf der Bühne gewiß nicht ihre Augenweide haben! Zur Gerechtigkeit und Weisheit, zur Heiligung und Erlösung, nicht zu momentanem Genuß im Theater ist er uns von Gott gegeben!

(Deut. Volksfrd.)

Unsere Post.

Thatsache ist es und eine anerkennenswerte dazu, daß nur selten Briefe oder Packete, die wir unserer Post anvertrauen, verloren gehen. Es werden aber auch von unserer Postverwaltung alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, um das Verschwinden von Postsachen, namentlich das Stehlen derselben zu verhindern. Besonders in der Stadt New York ist das System der Ueberwachung der Briefträger und aller derjenigen, die im Postgebäude angestellt sind, ein ziemlich perfektes. Neun Inspektoren, die unter der Direktion eines Chefs stehen, bewachen mit ihren Späheraugen die ein- und ausgehende Post, so daß selten ein Betrug vorkommt.

Die Clerks, welche die Briefe zu sortieren haben, sitzen gruppenweise um große Tische. Jeder Tisch hat seinen Vorgesetzten, welcher obenan sitzt, so daß er alle Bewegungen seiner Untergebenen beobachten kann. Wird ein neuer Clerk engagiert, so wird ihm besonders eingeschärft, daß er ein scharfes Auge auf seine Mitarbeiter haben und sofort gehörigen Ortes es melden soll, wenn einer von ihnen einen Brief oder ein Packet sich aneignet. Es weiß daher ein jeder, daß ihm beständig von seinem Nebenmann auf die Finger gesehen wird.

Ein Diebstahl neueren Datums kam im März vorigen Jahres in New York vor. Ein flinker Clerk, Sohn der grünen Insel, wurde von einem Inspektor dabei ertappt, wie er beim hurtigen Verteilen der Post hin und wieder einen Brief in seine Weste hineingleiten ließ. Sofort wurde er untersucht, und da stellte sich's denn heraus, daß die Innenseite seiner Weste eine riesige Tasche enthielt, in der eine ganze Anzahl Briefe geborgen waren. Drei Jahre Zuchthaus bekam der Dieb.

Es ist nicht allgemein bekannt, daß die an den verschiedenen Straßenecken in New York angebrachten Kasten zur Aufnahme der Briefe alle mit einem und demselben Schlüssel geöffnet werden können. Jede Stadt hat ihren besonderen Schlüssel, der für das Schloß eines jeden Briefkasten paßt. Diebe haben sich diese Einrichtung längst zu nutz gemacht, auf irgend eine Weise sich einen Schlüssel verschafft und in der Nacht die Briefkasten geplündert.

Im Jahre 1891 erregte eine Diebesbande, welche bald hier bald dort ihre Anwesenheit bemerkbar machte, indem sie die Briefkasten plünderte, die Aufmerksamkeit der Behörden. Diese Bande suchte von Osten nach Westen ziehend fast alle größeren Städte heim. Kamen die Diebe in einer Stadt an, so war das erste, daß sie sich das Schloß eines Briefkastens aneigneten, um einen passenden Schlüssel verfertigen zu können. Gewöhnlich wurde in der Nacht von einem an einem einsamen Orte aufgehängten Briefkasten das Schloß abgesägt. War der Schlüssel gemacht, so war das Uebrige leicht zu bewerkstelligen. Einer von den Dieben verkleidete sich als Briefträger, hing sich die große Brieftasche um und machte selbst am hellichten Tage ganz frech und ungeniert die Runde, von einem Briefkasten zum andern gehend und den Inhalt derselben sich aneignend. Niemand ahnte, daß der Mann in Uncle Sams tadelloser Uniform ein Spitzbube sei, selbst der mit so ziemlich allen Briefträgern bekannte Polizist nicht. Es konnte ja ein ganz frischer, eben angestellter Briefträger sein. Dieser freche Bursche ging gewöhnlich des Abends gleich nach sechs Uhr an die Arbeit, zu welcher Zeit die großen Geschäftshäuser noch einen Haufen Briefe vor dem Schluß des Geschäfts dem Kasten anvertrauten.

Die gestohlene Post wurde in das Losement der Diebshöhle gebracht und jeder verlockende Brief sorfältig entweder mit dem Taschenmesser oder durch Aufweichung des Gummis geöffnet. Enthielt der Brief nichts Wertvolles, so wurde er wieder geschlossen und in den Briefkasten gethan. Hierdurch wurde die Zahl der entwendeten Briefe bedeutend reduziert und die Gefahr der Entdeckung gemindert. Geld und Wertsachen wurden herausgenommen und behalten, auch Bankzettel, auf denen mitunter noch obendrein die angegebenen Summen erhöht wurden. Monatelang wurde das Diebsgeschäft erfolgreich von den Gaunern betrieben. Bald hier bald dort tauchte das Diebsgesindel auf mit der Regelmäßigkeit einer das Land bereisenden Theatertruppe. Die Verluste wurden schließlich so groß und die Klagen über das Verlorengehen von Geldern und Wertsachen durch die Post nahmen so überhand, daß der Oberinspektor Wheeler von Washington sich der Sache annahm und vier seiner besten Leute, nämlich die Inspektoren Jacobs von New York, Sprösser von Washington, Williams von St. Louis und Holms von Cincinnati mit der Auffindung und Festnahme der Diebe beauftragte. Diese Männer arbeiteten den ganzen Sommer 1891, indem sie verschiedenen Fährten folgten; endlich entdeckten sie die richtige Spur in Denver, Colorado. Von dort folgten sie den Dieben nach Dallas, Texas, nach New Orleans und so weiter nach Osten zu, bis sie in Atlanta, Georgia, auf drei verdächtige Subjekte stießen. Diese wurden auf bloßen Verdacht hin eingesteckt. Man hatte keine sicheren Beweise. Der Inspektor Jacobs griff nun zu der von den Geheimpolizisten so oft mit Erfolg angewendeten Kriegslist: Er ließ sich als Falschmünzer arretieren und in die nächste Zelle bringen, wo er jedes Wort belauschen konnte, welches die drei Männer in der Nebenzelle redeten. Aus ihren Gesprächen erfuhr er, daß sie schon fast das ganze Land bereist und überall die Post geplündert hatten und daß auch ein gewisser Armstrong von New York zu der sauberen Gesellschaft gehöre. Dieser wurde ebenfalls festgenommen und ebenso der eigentliche Gründer und Leiter der Bande, ein gewisser Prentiß Tiller. Zehn bis fünfzehn Jahre Gefängnis war die Strafe der elenden Diebe.

Es ist fast unmöglich, Postdiebe auf frischer That zu ertappen. Man muß zur List greifen. Dieses geschieht gewöhnlich in erfolgreicher Weise dadurch, daß dem verdächtigen Briefträger ein sogenannter Test-Brief in die Hände gespielt wird. Wenn z. B. in New York bei der Postbehörde beschwerden geführt werden über das Abhandenkommen von Postsachen, so überträgt der Chef-Inspektor die Sache einem oder zwei seiner Unterbeamten. Nach Wochen und mitunter erst nach Monaten sorgfältigen Spionierens konzentriert sich der Verdacht auf zwei oder drei Männer, die denn mit dem verhängnisvollen Test-Brief auf die Probe der Ehrlichkeit gestellt werden. Der Brief wird absichtlich so eingerichtet, daß ein jeder, der ihn in die Hand nimmt, merken kann, es befindet sich noch etwas anderes darinnen als der geschriebene Brief. Derselbe Gegenstand, welcher aus der Post gestohlen wurde, oder etwas ähnliches wird hineingethan. Waren z. B. Schmucksachen gestohlen worden, so wird eine Busennadel oder ein Fingerring hineingethan. War es Geld, so enthält der Brief eine in dünnem Papier eingewickelte Banknote. Was aber immer in den Brief eingeschlossen wird, das ist mit irgend einem Zeichen versehen, so daß man es nachher wieder erkennen kann. Hierauf wird der Test-Brief in dem Distrikt des verdächtigen Briefträgers in einen Briefkasten gethan. Der dem Briefträger unbekannte Inspektor steht irgendwo in der Nähe und überzeugt sich, daß der Brief aus dem Kasten genommen wird. In dem Postamt angekommen, sieht er zu, ob der bewußte Brief in den Postsack oder in dem Fache sich befindet, dahin er gehört. Ist der Brief nicht da, so wird der Träger sofort von seiner Arbeit hinweg in die Office gerufen und untersucht. Befindet sich aber der Brief an dem gehörigen Ort, so wird er markiert und dieses Markieren geschieht jedesmal, ehe er in andere Hände kommt. Sobald nun der Brief verschwunden ist, so weiß der Inspektor, daß der letzte Angestellte, in dessen Händen der Brief war, der Dieb sein muß. Der Mann wird sofort in die Office des Chef-Inspektors gebracht und genau visitiert, wobei denn gewöhnlich der gestohlene Gegenstand zum Vorschein kommt.

In den kleineren Postämtern giebt es mehr Gelegenheit, Briefe und Pakete zu stehlen, als in den größeren. Es läßt sich der Dieb leichter ermitteln, weil es nur wenige Personen sind, die sich mit der Post beschäftigen. Im Winter vorigen Jahres ereignete sich ein merkwürdiger Fall in Yonkers, N. Y. Wertvolle Briefe und Packete wurden vermißt und viele Beschwerden liefen ein. Der Postmeister gab sich alle Mühe, den Dieb zu fassen. Geheimpolizisten spionierten. Alles vergebens. Endlich kam der Inspektor Jackson von New York, um den Dieb auszuwittern. Die gewöhnlichen Test-Briefe wurden geschickt. Sie kamen unbehelligt hindurch. Niemand wußte um diese Test-Briefe außer dem Postmeister und dem obersten Clerk, einem unbescholtenen Mann, der des Postmeisters rechte Hand war, das ganze Postwesen besorgte, sich die größte Mühe gegeben hatte, den Dieb zu finden, und den Geheimpolizisten auf alle Weise behilflich gewesen war. Mit staunender Entrüstung wies der Postmeister den von Jackson gegen diesen Mann ausgesprochenen Verdacht zurück. Nichtsdestoweniger sandte der Inspektor ohne Wissen des Postmeisters und seines Clerks einen Test-Brief. Und siehe, dieser ging verloren. Ebenso ein zweiter und ein dritter. Der Clerk wurde visitiert und—richtig, das markierte Geld hatte er in der Tasche. Er bekannte seine Schuld und bekam zwei Jahre und sechs Monate Zuchthaus.

Oft geht Geld verloren, welches von den Bedienten und anderwertigen Angestellten ihren Herrschaften gestohlen wird. Kellner, Laufjungen und andere müssen Briefe auf die Post besorgen oder von der Post holen. Sie wissen, daß Geld in dem Briefe ist, stecken das Geld ein und zerstören den Brief. Kürzlich beklagte sich die Presbyterianer-Mission bei der Postbehörde, daß fortwährend kleinere ihr zugesandte Summen außen blieben. Als Dieb entpuppte sich ihr eigener Laufbursche, welcher vier Dollars die Woche Gehalt erhielt bei einem Alter von sechzehn Jahren. Als er visitiert wurde, hatte er sechzehn Dollars in der Tasche und zehn Dollars wert Briefmarken, die er sich angeeignet hatte. Er bekannte und sagte, er hätte das Geld gestohlen, damit er mit seinem Mädchen das Theater besuchen und ihr Präsente machen könne. Zwei bis drei Mal jede Woche sei er mit ihr ins Theater gegangen. Solcher Fälle giebt es gewiß viele, und manche Leute betreiben die Sache nicht weiter, sobald sie merken, daß ihre eignen Bedienten die Diebe sind.

Es wird wohl vielen unbekannt sein, daß das Postamt sich nicht verbürgt für registrierte Briefe und daß die Regierung nicht verantwortlich gemacht werden kann für den Verlust von Geld, das in einem registrierten Briefe geschickt wurde. Wohl thut die Post der Regierung alles, was in ihren Kräften steht, um den Dieb ausfindig zu machen, das gestohlene Geld ihm abzunehmen und dem Bestohlenen zuzustellen. Gelingt den Postbeamten dieses nicht, nun, so hat der Bestohlene eben das Nachsehen, obwohl er acht Cents extra für den registrierten Brief bezahlt hat. Dem Schreiber dieses sind einmal zwanzig Dollars durch einen registrierten Brief verloren gegangen und alles Schreiben an Postinspektoren bis in die Bundeshauptstadt hinein nutzte nichts. Die Herren würdigten ihn nicht einmal einer Antwort. — (Abendschule.)

Allerlei.

— Das gegenwärtige Jahr wird in der Meteorologie eine besondere Rolle spielen, weil während desselben an einer Anzahl Stationen spezielle Beobachtungen über die Wolken angestellt werden sollen. Das internationale Komitee, welches im August 1894 zu Upsala tagte, hat damals den Plan zu gemeinsamen Wolkenbeobachtungen während der Dauer eines Jahres ausgearbeitet und einen Aufruf an die Kulturvölker erlassen, um diesen zur Ausführung zu bringen. Es sollen vom 1. Mai ab systematische Beobachtungen über Gestalt, Zugrichtung, Höhe und Geschwindigkeit der Wolken angestellt werden und ist dabei über Einteilung und Unterscheidung der einzelnen Wolkenformen eine internationale Vereinbarung getroffen. Eine wichtige Rolle spielen dabei die Cirruswolken, deren Bewegung uns über die Luftströmungen in der obersten Region der Atmosphäre Aufschluß zu erteilen vermag. Zur Ausführung der vorgeschlagenen Beobachtungen haben Deutschland, Frankreich, Niederländisch-Indien, Norwegen, Schweden, Portugal und Rumänien je eine Station, Rußland drei und die Vereinigten Staaten sieben Stationen eingerichtet.

—Ein Denkmal ganz besonderer Art ist einem Berliner Bildhauer, Herrn Felix Görling-Friedrichshagen zur Ausführung anvertraut worden. Das Denkmal gilt dem General Lingg von Linggenfeld, der in der napoleonischen Zeit durch eine nicht kriegerische That eine deutsche, architektonisch sehr interessante Stadt vor dem Untergang gerettet hat. Es ist das alte Hersfeld in der Rhön, das noch eine von Karl dem Großen geschriebene Urkunde besitzt; die romanischen Bauten dieser Stadt genießen weiten Ruf. Im Jahre 1812 waren einige französische Gefangene in Hersfeld getötet worden. Napoleon geriet darüber in hellen Zorn und erklärte, daß zur Strafe die ganze Stadt niedergebrannt werden sollte. Das Schicksal von Hersfeld schien besiegelt. Da wagte sich der damalige badische Major Lingg von Linggenfeld in das feindliche Lager, erwirkte eine Unterredung mit Napoleon und hielt diesem mit eindringlicher Beredtsamkeit vor, daß er die verwerfliche That Einzelner nicht viele Unschuldige und nicht die Stadt selbst entgelten lassen möchte. Die Rede machte Eindruck auf den Kaiser; er nahm am folgenden Tage den Befehl zurück und zog ab, ohne ein Strafgericht über die Stadt zu verhängen. Das tapfere und wirksame Eingreifen des Majors ist in Hersfeld durch Generationen mit Dankbarkeit bewahrt worden. Jetzt soll Lingg von Linggenfeld dort auf dem historischen Platz, wo die Zusammenkunft mit Napoleon stattgefunden hat, ein großes Standbild in 1½facher Lebensgröße errichtet werden. Der Renaissancesockel wird im unteren Teil aus rotem schwedischen und der obere Teil aus dunkelgrünem polierten Granit gehauen werden. Die vordere Fläche trägt eine Kartouche mit dem Stadtwappen. Lingg von Linggenfeld tritt mit dem rechten Fuß auf eine brennende Fackel, die schon an dem Stadtwappen emporzüngelt. Der feine Kopf des wackeren Offiziers ist von edlem Feuer beseelt; die Bewegung der rechten Hand scheint beredt seine Worte zu begleiten; die linke hält den Säbel an das Herz. Dargestellt ist der damalige Major in hohen Kanonenstiefeln und dem kleidsamen Waffenrock der badischen Dragoner, der von der Feldbinde umschlossen wird. Darüber legt sich in flotter Behandlung der sogenannte Yorkmantel, zu dem der Künstler den wirklichen Originalmantel des Generals York benutzen durfte. Das Standbild wird in Bronze gegossen. Die Enthüllung soll am 15. Oktober d. J. erfolgen.

— Um den fleißigen Schülern und Schülerinnen bei dem schönen Sommerwetter den Genuß einer hübschen Wasserpartie zu verschaffen, hatten Pfarrer und Lehrer von Germendorf am 3. Juni eine Dampferfahrt durch den Ruppiner Kanal und den Kremmerer See veranstaltet und hierzu den Dampfer „Freya" gemietet. Da den Dorfbewohnern ein solcher Genuß nur selten geboten wird, war die Beteiligung an der Partie eine recht große, und wohl 250 Personen, der größten Mehrzahl nach Kinder, stellten sich morgens auf dem Dampfboot ein, um die Lustfahrt mitzumachen. Anfänglich ging auch alles gut und Lust und Frohsinn glänzten auf den geröteten Gesichtern der Kleinen. Doch mit einem Schlage änderte sich das Bild. Als man mitten auf dem See angelangt war, stand der Dampfer plötzlich still, und den ängstlich nach der Ursache Forschenden wurde ein erschreckender Bescheid. Der Heizer, der wahrscheinlich im Moment geistesgestört geworden war, hatte den Dampfer zum Halten gebracht und weigerte sich hartnäckig, weiterzufahren. Ja, er ging in seinem wahnwitzigen Thun noch weiter. Er schrob von dem Dampfkessel Röhre und Hähne ab, sodaß der Kessel bald gänzlich wasserleer und jeden Augenblick eine Explosion zu befürchten war, und tränkte dann den Maschinenraum noch mit Petroleum. Entsetzen packte die an Bord Befindlichen, als man das Beginnen des Wahnsinnigen sah, und eine furchtbare Panik schien unvermeidlich. Aengstlich schreiend wollten die Kleinen über Bord springen, und nur schwer war es möglich, sie davon abzuhalten. Endlich gelang es dem Förster, der sich mit seiner Familie ebenfalls an dem Ausflug beteiligt hatte, den Heizer, in dessen unmittelbare Nähe sich niemand wagen konnte, mit einem in der Eile herbeigeholten Lasso einzufangen, sodaß er gefesselt und unschädlich gemacht werden konnte, und jetzt erst konnten Vorkehrungen getroffen werden, um wenigstens jede ernstliche Gefahr zu beseitigen. Der Steuermann fuhr alsdann mit einem kleinen Ruderboot an das Ufer und nun wurde der Dampfer mittelst Seilen ans Land gezogen. Von einer Fortsetzung der geplanten Lustfahrt war unter solchen Umständen natürlich keine Rede. Zu Fuß mußten sich die Ausflügler auf den ziemlich weiten Heimweg machen, und erst in früher Morgenstunde langten sie, von dem ausgestandenen Schrecken zu Tode erschöpft, in ihrem Heimatsdorfe an. Die „Lustfahrt" werden alle Teilnehmer zeitlebens nicht vergessen.

Neueste Nachrichten.

Ausland.

Großbritannien.

London, 4. Juli.— Achthundert Personen waren beim Empfange zugegen, welchen der amerikanische Botschafter Thomas F. Bayard heute zu Ehren des 4. Juli in seiner Wohnung an Eaton Square gab. Die Nachbarschaft war mit den Kutschen der Besucher angefüllt und auf dem Dache des Hauses flatterte das Sternenbanner. Nach einem Trinkspruch durch den Botschafter auf die Königin brachte Sir Richard Webster einen Toast auf den Präsidenten der Ver. Staaten aus. Der Grund, sagte er, weshalb er den Trinkspruch ausbringe, sei sein amerikanischer Namensvetter Daniel Webster. Redner wies auf die Größe und Würde des Präsidentenamtes hin und sprach die Hoffnung aus, daß die britische Monarchie so lange dauern möge wie die Ver Staaten.

Nach der Ansicht des Redners habe alle Kritik, die über Präsident Cleveland ergangen sei, die Würde seines Amtes nur noch erhöht und er habe in würdiger Weise die besten Traditionen der Präsidentschaft aufrecht erhalten Nach Schluß der Rede leerten die Gäste ihre Gläser auf das Wohl des Präsidenten und brachten drei Hochs auf denselben aus.

Bayard hielt dann noch eine Ansprache über die welthistorische Bedeutung des 4. Juli.

Deutschland.

Berlin, 4. Juli. — Oberhofprediger Rudolf Kögel ist gestorben.

Er war am 18. Februar 1829 zu Birnbaum in Posen geboren, studierte in Halle und Berlin protestantische Theologie, wurde 1852 Religionslehrer am Vitzthum'schen Gymnasium zu Dresden, 1854 Seminarlehrer in Berlin und im gleichen Jahre Prediger in Nakel bei Bromberg, 1857 Prediger an der deutschen Gemeinde in Haag. 1863 als Hof- und Domprediger nach Berlin berufen, wurde er 1864 Oberkonsistorialrat und vortragender Rat im Kultusministerium, 1873 königlicher Schloßprediger und Ephorus des Domkandidatenstiftes, 1878 Mitglied des Oberkirchenrates, 1879 Generalsuperintendent der Kurmark, 1880 Oberhofprediger, 1884 Mitglied des Staatsrats; 1890 erkrankt, nahm er 1891 seinen Abschied. Kögel gehörte zu den Führern der Partei der positiven Union der protestantischen Glaubensbekenntnisse und übte auf die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten Preußens einen weitgehenden Einfluß aus. Er galt als einer der größten Kanzelredner Deutschlands. Auch als theologischer Schriftsteller ist er vielfach thätig gewesen. Die größte Verbreitung erlangte aber seine Schrift: Am Sterbebette des Kaisers Wilhelm des Ersten.

Hawaii.

Honolulu, 28. Juni—(per Dampfer „City of Peking", San Francisco, 5. Juli). Die Nomination McKinley's hat in dieser Stadt durchaus keine Ueberraschung verursacht. Obgleich er der Urheber einer Gesetzvorlage ist, durch welche dieses Land in geschäftlicher Hinsicht geschädigt wird, glaubt man nicht, daß er der Republik Hawaii feindselig gesinnt ist. Viele Leute sind der Ansicht, daß er für Angliederung ist.

Die Planke in der republikanischen Platform, die sich auf Hawaii bezieht, ist für die hier wohnenden Amerikaner eine herbe Enttäuschung. Viele glaubten, daß die Angliederung eine der Wahlfragen sein werde. Der „Advertiser" beleuchtet jedoch die Sache in einem hoffnungsvollen Lichte und sagt: Die für die Campagne geplante auswärtige Politik wird hier mit großer Befriedigung vernommen werden. Sie ist so gut wie eine Gutheißung der Verwaltung des Präsidenten Harrison, und ohne die Angliederungsfrage zu einer direkten zu machen, läßt sie den Erfolg der Agitation für engere Beziehungen vorauserkennen.

Der „Star" sagt: Die Republikaner scheinen von der Ueberzeugung getrieben zu werden, daß der Amerikanismus in Hawaii oberherrlich ist, und daß diese Inseln eine Nationalität oder eine Begleiterin der Vereinigten Staaten sind. Von diesen Prämissen aus argumentierend, sagt die republikanische Partei, daß das, was für die beiden Republiken gut ist, von der Partei eines McKinley, Harrison, Blaine und der übrigen großen Männer, die ihre Führer und Berater gewesen sind, zur gemeinsamen Sache gemacht wird.

Cuba.

Havana, 30. Juni. — Vierhundert Insurgenten, welche unter Rios' Anführung Yara drei Tage lang belagert hatten, sind mit beträchtlichen Verlusten zurückgeschlagen worden. Die von Felix Triary befehligten 60 Insurgenten versuchten, die Cayo Redondo in Pinar del Rio verteidigenden Guerillas zu überrumpeln. Letztere leisteten jedoch unter Lieutenant Aller tapfer Widerstand und töteten den Anführer Triary und 14 seiner Leute. Der Insurgentenführer Frederico Alvarez lieferte, nachdem er einen Boten an Capitän Gonzalez, den Befehlshaber der spanischen Abteilung in San Jose de los Ramos, geschickt hatte, zwei zum Bataillon Cuena gehörige Gefangenen aus, welche kürzlich den Insurgenten in die Hände gefallen waren.

Der Insurgentenführer Periquo Perez will, wie es heißt, versuchen, sich nach der Provinz Pinar del Rio durchzuschlagen, um Antonio Maceo zu verstärken. Maximo Gomez hat dem Vernehmen nach beschlossen, die Insurgenten-Streitkräfte in der Provinz Puerto Principe zu reorganisieren. Während kürzlicher Scharmützel, welche in den Provinzen Santiago de Cuba, Santa Clara Matanzas und Havana stattgefunden haben, verloren die Insurgenten 30 Mann an Toten und außerdem wurden drei derselben von den Spaniern gefangen genommen. Die Spanier hatten 8 Tote und 6 Verwundete. Fünfzehn Insurgenten haben sich den spanischen Behörden ergeben. Es gilt als wahrscheinlich, daß General Bradley Johnston, der als Korrespondent einer New Yorker Zeitung in Havana thätig gewesen ist, wegen der von ihm über cubanische Angelegenheiten nach den Ver. Staaten geschickten Berichte, aus Cuba ausgewiesen werden wird.

Inland.

Canton, O., 5. Juli. — Gouverneur McKinley besuchte heute die Kirche. Aber anstatt zur Ersten Methodisten Kirche zu gehen, deren Verwalter er ist und wo er und seine Mutter fast regelmäßig einen Kirchenstuhl inne haben, ging er zur lutherischen Trinity-Kirche, wo Dr. D. H. Bauslin eine dem 4. Juli angemessene patriotische Rede hielt.

Am Nachmittage unternahmen Gouverneur McKinley und seine Gattin ihre übliche Spazierfahrt und empfingen auch Besucher, darunter Chas. Brackenburgh von New York. Nach seinen jetzigen Plänen wird McKinley in nächster Zukunft nur einen Tag aus Canton fort sein. Er wird nämlich einen Tag in Cleveland verbleiben, wo er wahrscheinlich Hanna's Gast sein wird. Vielleicht geht er auch für kurze Zeit nach dem „Cleveland Centennial". Er ist sehr dringend eingeladen worden, ist aber noch nicht ganz fest entschlossen.

Der New Yorker Zweiradfahrer Marteni überbrachte heute 42 Gratulationsschreiben, die er unterwegs für McKinley erhalten hatte. Er sagt, man habe ihn sehr freundlich aufgenommen. Der Gouverneur habe seiner Reiseschilderung mit Interesse zugehört.

Boston, 30. Juni. — Man vermutet, daß die als cubanisches Flibustierschiff ausgerüstete Barkantine „F. F. Caffin", Capitän F. A. Caffin, gestern Abend den Regierungsbehörden eine Nase gedreht hat, und sich jetzt bereits auf der Fahrt nach Cuba befindet. Der „Caffin" hat, wie es heißt, 90 Mann, 2200 Gewehre, 4 Gatlinggeschütze, eine Million Patronen und einen bedeutenden Vorrat von Lebensmitteln an Bord. Während der Nacht sind vom Quincy'er Ufer vier große, vollbemannte Böte abgegangen, um das Flibustierschiff, nachdem dasselbe den Hafen verlassen hatte, in der Bai zu treffen.

Cleveland, O., 30. Juni. — Seit beinahe einem Monate hat der Streik in der Fabrik der Brown Hoisting & Conveying Company angedauert und die Streiker hatten während dieser Zeit wiederholt Angriffe auf die Arbeiter gemacht, die ihre Stellen eingenommen hatten. Besagte Angriffe gingen übrigens stets nur von einzelnen Streikern aus. Die Polizei hatte bislang zu den Ausschreitungen der Streiker ein Auge zugedrückt, heute jedoch, als Letztere sich der Polizei widersetzten, verabreichte dieselbe den Ruhestörern einen scharfen Denkzettel. Um 5 Uhr heute Nachmittag wurden 170 Angestellte der Brown Company von der Fabrik unter dem Schutze der Polizei von 80 Polizisten nach den Geleisen an St. Clairstraße geleitet. Eine 2000 Mann starke Bande von Männern, Weibern und Buben rotteten sich zusammen und begannen zu johlen und zu pfeifen. Zwei Motorwagen, welche des Weges kamen, wurden aufgefordert, zu halten, allein die Streiker brüllten: „Vorwärts, nicht halten!", worauf dann die Motorleute mit verdoppelter Geschwindigkeit vorbeisausten. Die Polizei geleitete sodann die Leute einen Block weiter und wartete daselbst auf einen Wagen. Die Menge kam johlend und pfeifend hinterdrein. Plötzlich schleuderte Einer aus der Menge einen Pflasterstein, der dem Polizisten Keidel eine stark blutende Wunde am Kopfe verursachte. Jetzt gab Hülfspolizeichef McMahon ein vorher verabredetes Zeichen und den Ruhestörern wurde eine schreckliche Lektion erteilt. 40 Polizisten formierten sich zum Angriffe, während die anderen 40 die Arbeiter, die ihnen zur Beschützung übergeben waren, einschlossen. Die ersten Vierzig stürmten, unter Führung von Captain English und Lieutenant Dunn, mit Knüppeln, wie sie bei „Riots" vorgeschrieben sind, gegen die tobenden Aufrührer vor. Ein Dutzend derselben lag mit blutenden Köpfen am Boden, während die Uebrigen Reißaus nahmen. Vier der Rädelsführer wurden verhaftet, Einem war die Kopfhaut durch einen Hieb mit dem Knüppel durchschlagen. Inzwischen brachten die Polizisten, welche die Arbeiter beschützten, einen Straßenbahnwagen fast mit Gewalt zum Stehen und ließen die Leute einsteigen. Soviel bis jetzt ermittelt wurde, ist Niemand durch die Knüppelhübe lebensgefährlich verletzt, jedoch ist einigen zwanzig Ruhestörern die Kopfhaut schlimm zerschlagen worden. Da morgen Nachmittag ernstliche Ruhestörungen befürchtet werden, so wird eine noch stärkere Polizeimacht als heute zur Aufrechterhaltung der Ordnung aufgeboten werden.

Hartford, Conn, 1. Juli. — Frau Harriet Beecher Stowe ist heute Mittag gestorben. Mitglieder der Familie umstanden ihr Sterbebett.

Frau Stowe hatte am Freitag einen Anfall von Gehirncongestion und am Montag wurde sie vom Schlage gerührt. Gestern ging es schnell mit ihr dem Ende zu. Gegen Mittag verlor sie das Bewußtsein und dieser Zustand hielt an bis Mitternacht. Heute Morgen war keine Aenderung in dem Befinden der Schwerkranken eingetreten und die behandelnden Aerzte erklärten, daß keine Hoffnung auf Genesung vorhanden sei.

Die Entschlafene war die dritte Tochter und das sechste Kind von Rev. Dr. Lyman Beecher. Sie war am 14. Juni 1812 in Lichfield, Conn., geboren und heiratete im Januar 1836 Calvin Ellis Stowe, welcher Pfarrer in Walnut Hills, einer Vorstadt Cincinnati's war. Ihre Behausung in Cincinnati war eine Station der „unterirdischen Eisenbahn", und mancher entflohene Sklave fand bei ihr zeitweiliges Unterkommen, bis er zu Freunden und zur Freiheit an der canadischen Grenze gelangen konnte.

Im Jahre 1849 veröffentlichte Frau Stowe „The Mayflower oder Skizzen über die Nachkommen der Pilgrimme", eine Sammlung von Abhandlungen, die sie ab und zu für verschiedene Zeitschriften geschrieben hatte. Im Jahre 1850 siedelte sie mit ihrem Gatten und ihrer Familie nach Brunswick, Me., über, wohin ihr Gatte einen Ruf als Professor des Bowdoin College erhalten hatte. Die durch Annahme des „Flüchtigen Sklaven-Gesetzes" hervorgerufene Aufregung war damals eine ungeheure. Es schien ihr, als wollte die Sklaverei sich über die freien Staaten ausdehnen.

Sie besprach sich mit vielen wohlthätig gesinnten und gutherzigen christlichen Männern und Frauen, die jedoch blind und taub für die von ihr gegen die Sklaverei vorgebrachten Beweisgründe waren. Dadurch gelangte sie zu der Ueberzeugung, daß Jene nicht verstanden, was die Sklaverei in Wirklichkeit sei. Sie beschloß, wenn irgend möglich, es ihnen zu Gemüte zu führen und schrieb „Uncle Tom's Cabin". Weder Frau Stowe noch irgend einer ihrer Freunde hatte eine Idee davon, welche Zukunft ihr Buch erwartete. Sie selbst war ganz mutlos. Es scheint als ob die Geschichte, als sie in der National-Era in Washington D. C., vom Juni 1851 bis April 1852 erschien und ehe sie in Buchform gedruckt wurde, nicht in weiteren Kreisen gelesen worden sei. Als das Buch herauskam, wurden im ersten Jahre 320,000 Kopien verkauft. Das Buch weckte das Gewissen der Nation, zeigte die Uebel der menschlichen Sklaverei und erregte ein so allgemeines Interesse, daß es in jede bekannte Litteratursprache übersetzt worden ist.

Frau Stowe veröffentlichte im Jahre 1853: „Aufschlüsse über Uncle Toms Cabin, enthaltend die ursprünglichen Thatsachen und Schriftstücke, auf die sich die Geschichte gründet, nebst bestätigenden Aussagen, welche die Wahrheit der Erzählung bekräftigen."

Sie schrieb auch „Ein Blick in Uncle Toms Cabin für Kinder". Die Geschichte ist, wie bekannt, mehrfach dramatisiert worden und wo immer „Uncle Toms Cabin" aufgeführt wird, zieht das Stück immer noch volle Häuser.

Marktbericht.

2. Juli 1896.

Chicago, Ill.

Weizen	54¾—56
Mais	26¾—27¼
Hafer, No. 2	15 —15⅜

Viehmarkt.

Stiere	$3.40 —4.65
Kühe, Bullen rc.	1.50 —4.10
Kälber	3.00 —5.00
Schweine	2.75 —3.35

Milwaukee, Wis.

Weizen	53 —54½
Gerste No. 2	28 —29

Viehmarkt.

Stiere	$ 3.25— 4.00
Kälber	4.00- 5.00
Bullen	1.75— 2.75
Milchkühe	18.00—28 00
Kühe	1.25— 3.00
Schweine	3.05— 3.85
Schafe	2.40— 3.15
Lämmer	4.00— 4 25

Minneapolis, Minn.

Weizen	53½—54

Duluth, Minn.

Weizen	56½—57½

St. Louis, Mo.

Weizen	55 —56
Mais, No. 2	23½—25
Hafer, No. 2	15 —15½
Roggen, No. 2	28 —29

Viehmarkt.

Stiere	$3.40—4.30
Schweine	3.00—3.40

Kansas City, Mo.

Weizen	47—50
Mais	21¾—22¾
Hafer, No. 2	15 —18

Viehmarkt.

Stiere	$2.30—4.45
Kühe	2.10—2.40
Schweine	2.00—3.25